



Der Architekt W. Düttmann sah im Kirchenraum den „anderen Raum“, den Raum der Stille und Besinnung im Getriebe der Stadt. Er bat die Gemeindemitglieder, die Kirche unvoreingenommen zu nut-

zen und auf sich wirken zu lassen. Auf die dekorativen Änderungswünsche einiger Gemeindemitglieder antwortete der erste Pfarrer Bernhard Obst: „Die St. Martins-Kirche muss der ‚andere Raum‘ bleiben!“

Architektonisch
betrachtet:

Unsere Kirche St. Martin



Lassen Sie uns doch einmal auf den folgenden Seiten einen etwas genaueren Blick werfen auf die Mauern unseres einzigartigen Gotteshauses...

Architekt:
Werner Düttmann,
(* 1921 in Berlin; † 1983)



Sechs Entscheidungen des Architekten Werner Düttmann verleihen diesem Raum eine einzigartige Wirkung:

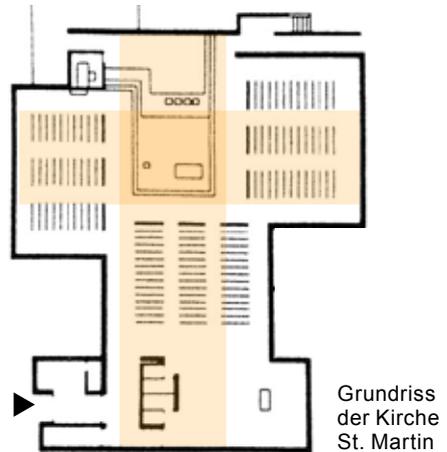
1) Das Sanktuarium – der Altarraum – bildet den architektonischen Mittelpunkt der Kirche. Es handelt sich um einen Zentralbau: Für seinen Zweck und seine Wirkung ist nicht mehr die Idee des Prozessionsweges hin zum Allerheiligsten, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen um den Altar herum maßgeblich.

2) Das Sanktuarium ist dabei nur eine Stufe erhöht. Der Stand der Geweihten, die es betreten dürfen, ist nicht durch größere Höhe von dem der Laien unterschieden; beide Stände sind in der Gemeinschaft der Gläubigen vereint.

3) Vom Sanktuarium her steigt der öffentliche Raum der Gemeinde – einem Auditorium und einem Theater vergleichbar – nach hinten etwas an: Konzentration auf das Moment des Schauens in der andächtigen Teilnahme an der Zelebration. Diese Konzentration entspricht dem für die Liturgie konstitutiven Zug der „Repräsentation“, also die Wieder-Vergegenwärtigung des Sühnopfers Christi durch das Messopfer.

4) Der Raum hat ein Querschiff: Die Zentrierung wird durch die Rücksicht auf das Kreuz betont und qualifiziert; der Zweck der durch sie geförderten Konzentration ist das Gedenken des leidenden Christus.

Doch die vier Arme des Kreuzes sind sowohl durch ihre Stellung im Ganzen des Raums als auch durch ihre Höhe und Länge voneinander unterschieden. Dadurch nimmt das Gedenken einen besonderen meditativen Zug an; es nähert sich der Empfindung des Schwebens, denn der axial-lineare, sozusagen der teleologische Zug der Gedanken löst sich darin auf.



5) Die Wände dieser Kirche haben keine Fenster; sie empfängt ihr Licht durch schmale, schräg liegende Dachfenster, die ringsum angeordnet sind. Nur der Altar wird durch ein großes Oberlicht beleuchtet und auf diese Weise betont. Der Raum im Ganzen wird durch indirektes Licht charakterisiert; es steht für den Raum des Gedächtnisses, seine Durchlässigkeit und seine Empfänglichkeit.



Dr. Lorenz Wilkens erläutert das Kircheninnere (Foto: OBAK)

Liturgiereform und Leere als Bild

6) Die Wände sind in Sichtbeton ausgeführt und lassen die raue Struktur der ehemaligen Schalung erkennen – Erinnerung an die Technik, die diesen Raum herstellte und mithin an die condition humaine: den homo faber (d. i. der Mensch, der Handwerker ist) und die irdische Realität, die er repräsentiert, weil sie es ist, die ihn zum ‚Werken‘ zwingt.



*Dr. Lorenz Wilkens,
Philosoph und
Theologe*

Eine christo-zentrische Erneuerung der katholischen Kirche setzte als breitere Reformbewegung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein, gipfelte schließlich in den Reformen des II. Vatikanischen Konzils. In dem Kirchenbau von Sankt Martin aus den 1970er Jahren von Werner Düttmann kommt der Geist der konziliaren Erneuerung besonders gut zum Ausdruck. Die heute kaum mehr nachvollziehbare Aufbruchstimmung sehen viele Katholiken jener Generation bis heute in modernen Kirchenbauten der 1960er und 1970er Jahre emotional tragend verkörpert. Hinzuzufügen ist: Architektur eilte dem Konzil voraus; Baumeister wie Dominikus Böhm und

Rudolf Schwarz bauten schon in den 1920er und 1930er Jahren in eben diesem Geiste. Sie waren angeregt von dem wegweisenden Buch „Christozentrische Kirchenkunst“ des rheinischen Seelsorgers Johannes van Acken aus dem Jahre 1922 (der Titel war Programm), sie wurden begleitet und unterstützt durch Persönlichkeiten wie den Priester und Religionsphilosophen Romano Guardini.

„Zurück zu Christus“ meint immer auch – wie in Sankt Martin sichtbar – einen bewussten Umgang mit Dekoration, Bild und Ausschmückung, oft einen weitgehenden Verzicht, damit einen Gewinn an Freiheit. Der Raum selbst wird das primäre Bild – und der Raum wird vom Altar her gedacht. Van Acken: „Was wir wollen, ist in einem Satze das: Der Altar als der ‚mystische Christus‘ soll der Ausgangspunkt und gestaltende Mittelpunkt des Kirchenbaus und der Kirchenausstattung sein.“ An die Tradition der Vierung anknüpfend, erhob er schon 1922 die Forderung, den Altar „in die Vierung der bisherigen Kreuzkirche und unter die Kuppel des Zentralbaues“ zu rücken. Zum ersten Mal in Deutschland verwirklicht wurde eine katholische Kirche mit dem Altar ganz in der Mitte in der Heiliggeistkirche in Frankfurt-Riederwald (1931/32) von Martin Weber. In St. Martin ist diese Vorstellung der christozentrischen liturgischen Gemeinschaft mit großer Konsequenz verwirklicht.

Was manch einer in modernen Kirchen als Leere empfinden mag, hat Romano Guardini ins Positive gedeutet: „Was die Bildlosigkeit des Heiligen Raumes betrifft, so ist dessen Leere ja doch selbst ein Bild. Ohne Paradox gesagt: die richtig geformte Leere von Raum und Fläche ist keine bloße Negation der Bildlichkeit, sondern deren Gegenpol. Sie verhält sich zu dieser wie das Schweigen zum Wort. Sobald der Mensch für sie offen wird, empfindet er in ihr eine geheimnisvolle Anwesenheit. Sie drückt vom Heiligen das aus, was über Gestalt und Begriff geht.“

„Circumstantes“, „Umstehende“, nannten Dominikus Böhm und Martin Weber 1923 den Idealentwurf einer Messopferkirche. Eine solche Gemeinschaft von „Circumstantes“ wird in der Kirche Sankt Martin sichtbare Gestalt, gebaute Liturgie – ganz im Sinne des Canon Romanus: „Memento, Domine, famulorum famularumque tuarum [...] et omnium circumstantium, quorum tibi fides cognita est et nota devotio“.

(Anm. d. Red.: Übersetzung, lat. -dt.: .. im Sinne des Hochgebetes: „Gedenke, Herr, deiner Diener und Dienerinnen [...] und aller Umstehenden, deren Glauben und Opfergesinnung du kennst.“)

*Immo Wittig, Kulturosoziologe,
Vorstand OBAK*

Zentralbauten als Schlusssteine der drei Westberliner Großsiedlungen

St. Martin gehört zu den drei katholischen Gemeindezentren, die in den 1970er Jahren als bauliche „Schlusssteine“ der drei Westberliner Satellitenstädte Gropiusstadt, Märkisches Viertel und Falkenhagener Feld errichtet wurden. Neben St. Martin (Architekt: Werner Düttmann, 1972-73) sind dies: St. Dominicus in der Gropiusstadt und St. Markus im Falkenhagener Feld (Architekten jeweils Schädel und Jünemann, 1976-77).

Die beiden letztgenannten, auch als „Melitta-Kirchen“ (wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Melitta-Kaffeefilter) bezeichnet, sind Zentralkuppelbauten über quadratischem Grundriss mit frei stehendem Glockenturm. Als Typenkirchen in Stahlbeton errichtet, sind sie der Bauproduktion der Großsiedlungen angepasst. St. Martin hingegen ist für den konkreten Ort am Marktplatz (Märkisches Zentrum) entworfen worden, zwar gleichfalls Zentralbau aus Stahlbeton, jedoch nicht als reproduzierbarer Bau.

Anders als die meisten evangelischen Gemeindezentren der 1960er-70er Jahre sind diese drei katholischen Gemeindezentren dadurch gekennzeichnet, dass sie als Kirchenbau im Stadtraum erkennbar bleiben. So wird die tradierte Form des Kirchenbaus nicht verleugnet – sondern in moderner Abwandlung – neu aufge-

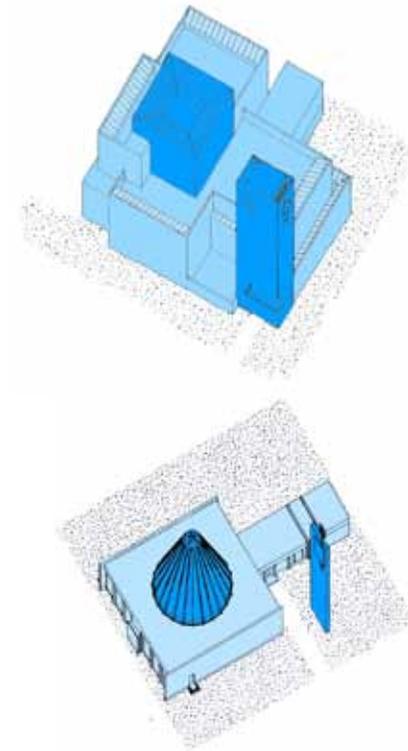


Abb. Die Türme von St. Martin im Märkischen Viertel (oben) und von St. Dominicus in der Gropiusstadt

Quelle: eigene Darstellung auf Grundlage der Isometrien aus „Berlin Stadt und Kirche“

griffen und neu interpretiert. Dabei ist besonders hervorzuheben, dass die Architekten von St. Martin, St. Dominicus und St. Markus das Gestaltungselement Turm pointiert einsetzen: Die drei Kirchen haben jeweils einen Glockenturm am Eingangsbereich und sie haben darüber hinaus einen zweiten Turm, ent-

weder in Form einer (Pseudo)Vierungskuppel, die in einen Kegelstumpf transformiert wird (St. Dominicus, St. Markus) oder in Form eines (abgeschnürten) Vierungsturms, wie beim Düttmann-Bau. Diese (Vierungs-)Türme erheben sich genau über dem Altar, der in der katholischen Liturgie zentraler Ort per se ist. Sowohl bei Schädel/Jünemann als auch bei Düttmann sind diese transformierten Vierungstürme/-kuppeln sehr raumgreifend und ragen markant – ähnlich der byzantinischen Baukunst - aus dem Kirchenbaukörper heraus. Damit wird im Siedlungsraum deutlich, wo der liturgische Mittelpunkt (im Mittelalter auch symbolisch die axis mundi, die Weltachse) ist. Idealtypisch – und in der modernen Architektur eher selten zu finden – ist somit die liturgische Mitte auch äußerlich klar in der Architektur ablesbar.

Ähnlich dem anderen Kirchenbau von Werner Düttmann, St. Agnes (1966) in Kreuzberg, besteht auch St. Martin aus fensterlosen, grauen Kuben, die die Außenwelt – das „marktschreiende Leben“ – abschirmen sollen. Die Kuben sind aber nicht zufällig „zusammengewürfelt“, sondern vielmehr harmonisch und wohlproportioniert zusammengefügt.

Es ist bemerkenswert, dass im Berliner Bistum speziell für die schon seit den späten 1960er Jahren in die Kritik geratenen Großsiedlungen herausragende Baumeister gewonnen werden konnten, und diese die liturgische Reform sehr überzeugend in Beton und Stahl umgesetzt haben.



*Kurt Nelius,
Stadtplaner,
Vorstand OBAK*

Die Vorträge wurden gehalten im Rahmen der Reihe „Berlins moderne Sakralarchitektur“ der Otto Bartning-Arbeitsgemeinschaft Kirchenbau e.V. (OBAK) am 08.03.2015 in der St. Martin Kirche, Berlin-Reinickendorf. Weitere Informationen zur OBAK finden Sie unter www.otto-bartning.de.

Pfarrnachrichten

Aug/Sept/Okt '15
Ausgabe 3

katholische Kirchengemeinde

